

Die Insel Guam

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

uns und unsere Kinder und Kindeskinde angeht: Um die Erhaltung des Gesichtes unserer Heimat, um die Pflege der höchsten uns anvertrauten Güter der Natur. Wahrlich, es geht um eine Idee, an deren Verwirklichung sich das ganze Volk beteiligen sollte, daselbe Volk, das die Schönheiten seiner Natur so überzeugend in den Heimatliedern besingt. Zu diesen Naturschätzen gehören nicht nur unsere Schnee- und Gletscherberge, die großen Seen und Flußläufe, die Alpweiden und ausgedehnten Wälder; nein, ebenfowenig wie diese, dürfen die versteckten Schönheiten, die etwas abseits von der großen Heerstraße und den Ferienorten liegen, vergessen und sich selbst überlassen werden. Dessen sind sich die Naturschutzkreise bewußt. Davon zeugen der Ankauf des Baldeggersees, die Bewässerung des Kaltbrunnerriedes (Naturschutzgebiet für unsere Vögel), die Bemühungen um die Erhaltung des Wauwilermooses, worüber die Zeitschrift näheres berichtet. Bekannt sind in unserer Volksseele die Maßnahmen zu Gunsten des Wildschutzes im Hochgebirge, und die neuesten Schöpfungen des Naturschutzbundes, der Aletschbann und das Grimfelseisjoch, zwei schweizerische Naturschutzparks in kleinerem Ausmaße.

Überall sieht der Naturschutzbund in unserer Heimat zum Rechten — bald sorgt er vor — bald wehrt er Unheil ab, das der Landschaft oder der Flora und Fauna droht. Seine Erfolge, und er hat deren viele, werden früher oder später als etwas

Selbstverständliches hingenommen. Nur wenige ahnen das Ausmaß an Arbeit und Mühe, das dahinter steckt.

Der Krieg hat die Hüter unserer Naturschönheiten vor neue, schwierige Probleme gestellt. Die Naturschutzidee wird da und dort in absehbarer Zeit in Widerspruch geraten mit den Bestrebungen zur Sicherung der Landesversorgung, die darauf ausgeht, alle wirtschaftlich ertragslosen Territorien in die Mehranbaufläche einzubeziehen. Da ist es gut und notwendig, wenn jemand darüber wacht, daß nicht einzigartige Schutzgebiete, Moore und dergleichen, der Idee des Mehranbaues geopfert werden, selbst dann, wenn die zu erwartenden Erträge erst nach langen Jahren abgeworfen werden können. Diese neuesten Probleme kommen in der Februarnummer der Naturschutzzeitung ausgiebig zum Vortrage. Noch ist viel unbrudreifer Boden für den Ackerbau vorhanden, der rasch Ertrag bringen würde und noch nicht landwirtschaftlichen Zwecken dient. Ganz richtig stellt die Zeitschrift, über welche hier berichtet wird, fest, daß die vielfach vertretene Ansicht grundfalsch sei, wonach der Naturschutz als Luxus bezeichnet wird. Denn, so fährt der Jahresbericht des Naturschutzbundes fort, der Schutz unserer Landschaft mit all ihrem mannigfaltigen pflanzlichen und tierischen Leben ist nichts anderes als lebendige Heimatpflege. Er ist wahrhaft unlöslich mit dem Heimatgefühl des rechtsdenkenden Schweizer verknüpft.

Die Insel Guam

Als Ende des Jahres 1520 der erste Weltumsegler, Magellan, die nach ihm benannte Meeresstraße an der Südspitze Amerikas durchfahren hatte, versuchte er den riesigen Stillen Ozean zu durchqueren. Dies gelang ihm auch. Zufälligerweise aber traf er auf keine der zahlreichen Inseln. Er fuhr zwischen ihnen hindurch, ohne ihrer ansichtig zu werden, und seine Mannschaft ging an Skorbut und Hunger teilweise zu Grunde. Endlich, am 1. März 1521, einige Wochen, bevor Magellan auf den Philippinen erschlagen wurde, traf man auf eine bewohnte Insel; doch war es nicht möglich zu landen und Nahrungsmittel zu erhalten; denn die Bewohner dieser Inseln kamen auf die Schiffe und entwendeten bald dies, bald jenes, ohne daß man sie davon abzuhalten vermochte; es gelang ihnen sogar ein Boot zu entwenden. Magellan ließ dann einige Dörfer zerstören und segelte weiter. Diese Inseln beschenkte er mit dem Namen *Islas de los Ladrones*, das heißt Diebsinseln. Später wurden sie Marianen genannt. Zu dieser Inselgruppe gehört die Insel Guam. Die Marianen wurden 1565 von den Spaniern in Besitz genommen. Nach dem spanisch-amerikanischen Krieg wurde 1898 Guam an die Vereinigten Staaten abgetreten, ebenso wie die weiter westlich gelegene gewaltige Inselgruppe der Philippinen. Die Marianen, Karolinen und Marshallinseln waren von den Spaniern ziemlich vernachlässigt worden, sodaß sich die Deutschen hier zunächst festsetzten; auf spanische Proteste hin entschied der Papst aber für Spanien, und die Deutschen mußten diese Inselgruppen, Mikronesien genannt, den Spaniern 1899 abkaufen. Nach dem Weltkrieg aber wurde Mikronesien als Völkerbundsmandat Japan übergeben. Guam ist die größte Insel der Marianen.

Der Flächeninhalt beträgt 583 qkm, die Bevölkerungszahl rund 20.000 Einwohner, darunter 19.000 Eingeborne. Guam ist die südlichste Insel der ganzen Gruppe und übertrifft alle übrigen an Zahl der Bewohner. Die Insel ist von einem mächtigen Riff umgeben. Sie ist gebirgig und erreicht an höchster Stelle 400 m über Meer. Im Süden ist sie vulkanischen Ursprungs, im Norden dagegen besteht sie aus einem Korallenplateau. Die Insel besitzt eine Länge von 48 km. Die mehr als

1000 Fremden bestehen aus Weißen, doch befinden sich auch einige Gelbe darunter. Die Eingebornen dagegen gehören den Ureinwohnern, den Tschamorros, an. Besonders auffallend ist bei diesen die starke Geburtenziffer, nämlich 51 pro 1000, das dreifache der Sterblichkeitsziffer.

Die Eingebornen sind Christen und europäisch gekleidet. Sie sprechen einen Tschamorro-Dialekt, verstehen aber auch spanisch; in den Schulen wird das Englische gelehrt. Von den ursprünglichen Volksbräuchen ist nur noch wenig übrig geblieben. Die Hauptstadt ist Agaña, mit etwa 9000 Einwohnern, an der Westküste. Stark befestigt ist der Seehafen Apra. Auf Guam werden Kokosnüsse gewonnen. Ferner wird Mais und Reis angepflanzt. Auf den Feldern wird der Büffel, neuerdings auch amerikanisches Vieh, als Nutztier verwendet. Die Bewohner von Guam sind Mikronesier mit Beimischung von melanesischem Blute. Sie sind ziemlich hellfarbig. Ihr Körper ist wohlgestaltet, die Glieder sind schlank und ebenmäßig gebaut. Die Nase ist nicht so breit wie bei den dunkleren Melanesiern (auf Neu-Guinea und Salomon-Inseln), vor allem fehlen hier die entstellenden Augenwülste.

Als nach dem spanisch-amerikanischen Krieg die Amerikaner die Philippinen erwarben, versuchten sie gleichsam eine Brücke von Stützpunkten bis nach Amerika auszubauen. Hawaii war schon 1897 besetzt worden. Es kamen nun u. a. noch hinzu die Insel Johnston, Wake und Guam. Da aber nach dem Weltkrieg das ehemals deutsche Inselgebiet Mikronesiens unter japanisches Mandat gekommen ist, so kreuzen sich nicht nur symbolisch, sondern auch tatsächlich die Interessensphären beider Großmächte. Das amerikanische Kabel, das seit 1903 von San Francisco abgeht, berührt Honolulu und durchschneidet dann direkt das japanische Machtgebiet auf dem Meer. Das Kabel sinkt 7000 Meter tief, im sogenannten Marcanengraben, und erhebt sich wieder, um Guam zu erreichen. Von dort führt es weiter bis nach Manila auf den Philippinen. Die ganze Strecke mißt 14.140 km. In Manila verbinden es englische Kabel mit Schanghai und Hongkong. Japan besitzt dagegen das Kabel Yokohama—Guam. In der Friedenskonferenz von 1919 erhielt es zudem die Kon-

rolle über das alte deutsch-holländische Kabel Guam—Yap—Menado (auf Celebes) mit der weitem Linie Yap—Schanghai. Aber 1921 erfolgte ein amerikanischer Protest und im Vertrag vom 11. Februar 1922 zwischen Japan und der Union kam das Kabel Yap—Menado zu Holland und Yap—Schanghai blieb bei Japan.

Guam ist nicht nur bedeutend als Kabelstation, sondern auch als Marinestützpunkt und Funkstation. Bei der Spannung im fernen Osten wird die Befestigung der Insel in aller Eile mächtig gefördert. Soeben sind zu diesem Zwecke große Kredite bewilligt worden. Dies geschieht unbekümmert um die japanischen Proteste.

Auf der Konferenz zu Washington, 1921—1922, wurde das Verhältnis der Großkampfschiffe zwischen den Vereinigten Staaten, England und Japan auf 5 : 5 : 3 festgesetzt. Amerika

wünschte dem unbegrenzten Wettstreiten auszuweichen und war im Interesse des Friedens im Stillen Ozean zu Konzessionen an Japan geneigt. So verpflichteten sich England und die Union in gewissen Gebieten des Pazific die alten Befestigungen nicht zu verbessern und keine neu anzulegen. Dieses Gebiet betraf für die Vereinigten Staaten die Philippinen und Guam und für England u. a. auch Hongkong. Aber unterdessen hat Japan den Vertrag zu Washington auf Ende 1936 aufgekündigt. Zwar wünschte es, die Bestimmungen (Artikel XIX), welche das Recht Großbritanniens und Amerikas auf Verbesserung ihrer Befestigungen im westlichen Pazific beschränkt, sollte beibehalten werden, was selbstverständlich die beiden andern Vertragspartnern auch ablehnten.

Um der japanischen Gefahr begegnen zu können ist aber ein stark befestigtes Guam für die Amerikaner geradezu unentbehrlich. J.

Der Schatz im Garten

Von Emanuel Riggenschach.

Peter Bünzli setzte wieder einmal einen großen Entschluß seines Lebens in die Tat um. Er kaufte ein Haus. Seine guten Freunde hatten ihm davon abgeraten.

„Peter“, sagten sie, „in diesen Zeiten kauft man kein Haus, man weiß nicht was kommt, die Zukunft ist dunkel und ungewiß.“

Peter Bünzli machten diese Redensarten gar keinen Eindruck, für ihn waren sie im Gegenteil ganz angenehme Musik, denn nun wußte er, daß sein Vorhaben bestimmt Erfolg haben werde. Er befolgte nämlich im Geheimen bei all seinem Tun ein von ihm entdecktes und auch nur für seine Person anwendbares Prinzip, das darin bestand, das zu tun, von dem man ihm dringend abrät. Jahre hindurch hatte ihm diese mystische Erkenntnis Glück und Erfolg gebracht, so daß er keinen Grund sah, davon abzugehen. Er war überzeugt, daß „ungewisse Zeiten“, „dunkle Zukunft“ für ihn keine Geltung hatten.

Mit viel Umständlichkeit hatte er mit Dolly, seiner kleinen Frau, in dem neuen, weißen Häuschen außerhalb der Stadt Einzug gehalten. Die Zeit der vielen Hausarbeiten, die für ihn mit einer Zeit des Schreckens gleichbedeutend war, lag hinter ihm, so daß er es sich wohl leisten konnte, bequem unter dem Fenster liegend seinen Garten zu mustern, der im Stadium des zweiten Schöpfungstages vor ihm lag. Der traurige Anblick störte ihn nicht daran, sich genießerisch auszumalen, wie er einmal auf diesem seinem Grund und Boden zwischen Blumenbeeten luftwandeln werde. Und dann, ja, dann wollte er auch Gemüse pflanzen, das war ja heute besonders wichtig. Aus so viel Land mußte sicher ein großer Nutzen zu ziehen sein. Dreistellig waren die Zahlen von Einsparungen und Gewinn, die in seinem Kopf schon tanzten, allwo sich auch der verhängnisvolle Entschluß zusammenbraute, aus eigener Kraft diesen Garten zu gestalten und zu bebauen.

„Dolly! wo finde ich meine alte Hofe nur?“, schallte seine Stimme durch das Haus, denn vom Entschluß zur Tat war bei ihm immer nur ein kurzer Schritt.

Von der Küche her kam seine Frau angerannt. „Was ist denn los, Peter? Wozu brauchst du die alte Hofe wieder, die du beim Umzug zu Grunde gerichtet hast?“

„Gerade eine zu Grunde gerichtete Hofe brauche ich jetzt“, war Peters Antwort. „Du mußt wissen, kleiner Schatz, ich will selbst unsern Garten umgraben und anlegen. Wie ich Bier- und Gemüsegarten kombinieren werde, du wirst staunen!“

Frau Bünzli unterschätzte die Fähigkeiten ihres Mannes ja nicht, aber daß er einen Garten umgraben, ja sogar neu an-

legen wollte, das war denn doch zuviel an Selbstvertrauen, das war Überheblichkeit. Ihr Peter konnte ja ohne Blutvergießen keinen Nagel einhämmern, was bestanden da für Ausichten auf den zukünftigen Garten! Und da Frau Bünzli keine Lust hatte, täglich den Anblick eines Peter'schen Gartens zu genießen, rief sie ihrem Manne ab. Sprach von Schwerarbeit, von argen Folgen der ungewohnten Anstrengungen, erinnerte an seinen Hergenschuß, kurz und gut, sie zog alle Register der Weiberlist, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Peter stutzte, als er sie so reden hörte. Er mitterte Morgenluft. Bessere Erfolgsaussichten könnte ja sein Entschluß gar nicht haben.

„Dolly, wenn du mir so ganz und gar abrätst, da muß ich aber bestimmt den Garten selber machen, nicht dir zu Trotz und Ärger, nein, nur um mein Glück nicht zu verschmerzen. Denn ein geheimes Glück steckt hinter dieser Sache, daran zweifle ich nicht.“

Wohlweislich verschwieg Peter Bünzli seine Lebenstheorie, denn sollte sie ihm weiter nützen, so durfte selbst seine Frau nichts davon erfahren.

„Wie du so etwas voraussagen kannst, Peter“, staunte Frau Bünzli und machte keine weitem Einwendungen mehr. Sie rechnete damit, daß die Zeit für sie arbeiten werde und Peter von seinem Irrtum überzeuge.

Peter Bünzli schaffte bald darauf im Garten. Man konnte sagen, er schuftete. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, doch er wischte ihn nicht weg, denn Schwerarbeiter schenken ja solchen Kleinigkeiten keine Beachtung. Seine Muskeln schwellten sich, wie er mit dem Eifer eines Akkordarbeiters Scholle auf Scholle wendete. Da — sah er recht — blinkte etwas aus der braunen Erde. Peter bückte sich danach. Ein Frankenstück! Ein wirkliches, echtes Frankenstück. Er schob es in die Hosentasche und ließ sich dadurch nicht aufhalten. So ein Glücksfall war ja schließlich für Peter Bünzli nichts Ungewöhnliches.

Mit Wucht stieß er den Spaten in die Erde und überlegte, ob wohl in seinem Boden gar ein Schatz vergraben sei, oder ob nur ein Bauarbeiter diesen Franken verloren hätte. Noch wußte er keine Antwort auf seine Frage, als er schon wieder etwas im Graben blinken sah. Wahrhaftig, nochmals ein Frankenstück! Das war Glück, handgreifliches Glück! Und Peter Bünzli stürzte sich förmlich auf seine Arbeit. Jeweilen nach wenigen Spatenstichen fand er ein weiteres Frankenstück.

Wenn er früher wohl mit mitleidigem Lächeln in Büchern von Schatzgräbern las, die die unglücklichsten Strapazen um ihres Fundes willen erduldeten, so fühlte er sich heute mit die-